

„Und sie aßen alle und wurden alle satt...“

Gottfried Orth¹

Liebe Kirchentagsgemeinde!

Das wir normalerweise Geschichte nennen, ist in der Bibel ein Weg – ein Weg aus Friedlosigkeit, Ungerechtigkeit und Naturzerstörung. Und dieser Weg beginnt in einem Garten und endet nicht in einem Zurück-zur-Natur, sondern in einer Gartenstadt. Dieser Weg ist nicht linear und direkt; es gibt Vor- und Rückschläge wie Umwege. Doch das Ziel ist formuliert:

Am Anfang erzählt die Bibel vom Paradies, vom Garten Eden, den Adam und Eva verlassen, damit sie nicht auch vom Baum des Lebens essen; zuvor, so erzählt es der Text, hat Gott ihnen Röcke aus Fellen genäht, damit niemand bloßgestellt wird, wenn er das Paradies verlässt. Und diesem Mythos vom Anfang im Paradies entspricht ein Mythos am Ende der Bibel: das Bild des neuen Jerusalem, das Bild einer Gartenstadt. Natur und Kultur sind versöhnt. Das neue Jerusalem, das der Seher Johannes kommen sieht, hat etwas von einer Stadt voller Gründächer, vertikaler Gärten, Blühstreifen, Biotope und Bienenhäuser und vielleicht Fahrräder. Und der Baum des Lebens aus der Paradiesgeschichte taucht wieder auf: Denn „mitten in der Gartenstadt, auf beiden Seiten des Stromes stehen Bäume des Lebens. Die Blätter der Bäume dienen zur Heilung der Völker“, so heißt es in der Offenbarung des Johannes (Apk 22, 2). Eine Allee der Heilung – Heilung durch die Blätter der Bäume des Lebens. Da geht es hin. Die Richtung ist klar: Die Versöhnung von Natur und Kultur, von Natur und Geschichte. Das ist die Vision unseres Glaubens.

Am Anfang der Bibel ein Garten, am Ende der Bibel eine Gartenstadt, das neue Jerusalem – doch weder ein Tempel noch eine Kirche am Beginn und am Ende der biblischen Erzählungen. **Das wird uns noch beschäftigen.**

Mitten auf diesem Weg vom Paradies des Anfangs zur Gartenstadt als Ziel wird der Lebensweg Jesu erzählt. In der Mitte der Zeit. Er beginnt zur Zeit des Kaisers Augustus in einem Stall. Der Kaiser in Rom, Augustus, der auch „Sohn Gottes“ genannt wurde, setzt ‚seine‘ gesamte Welt, alle seine besetzten Gebiete in Bewegung. Alle müssen sich registrieren lassen, damit sie steuerlich erfasst werden können. Das ganze römische Imperium lebt von den Zwangseinnahmen aus den eroberten Kolonien. Über Steuern zu reden heißt damals wie heute über Geld zu reden und das heißt über politische und wirtschaftliche Macht. Das ist

¹ Vortrag beim Ökumenischen Kirchentag in Osnabrück am 17. Juni 2023. Es gilt das gesprochene Wort. Der Text ist freigegeben zum persönlichen Gebrauch. Kontaktmöglichkeit: g.orth@tu-bs.de.

der politische Kontext der Weihnachtsgeschichte und aller Erzählungen von Jesus.

Gegen das Machtzentrum, das mit dem Wort „registrieren“ gekennzeichnet wird, setzt sich eine Gegenbewegung in Gang. Eine alte Erzählung, eine alte Vision wird lebendig. Es wird ein Retter geboren. Gegen den Kaiser, der „Sohn Gottes“ genannt wird, wird ein Kind Gottes geboren, in Windeln gewickelt und in eine Krippe gelegt. Wer hat die Deutungshoheit, der Kaiser im Zentrum oder das Kind, das am Rande des politischen Geschehens in der Peripherie, im Niemandsland geboren wird? Maria hatte schon vor der Geburt des Kindes die Deutungshoheit übernommen und ein Lied auf ihr Kind gesungen:

Meine Seele jubelt.

Ich sehe die Vision einer neuen Welt.

Meine Rettung, sie fängt an.

Meine Unterdrückung, sie geht weg.

Alle werden mich glücklich preisen.

Der Traum der Überlieferung Israels wird wahr werden.

Ich sehe eine gewaltige Bewegung:

Hochmütige Menschen werden gestürzt,

mächtige Menschen werden erniedrigt,

niedrige Menschen werden erhöht,

hungrige Menschen werden beschenkt,

reiche Menschen bekommen nichts.

Und all das soll Wirklichkeit werden im Leben dieses Jesus von Nazareth. Wie hungrige Menschen beschenkt werden, davon handelt der Bibeltext, den ich für diese Bibelarbeit ausgewählt habe. Wie alle biblischen Erzählungen ist auch diese ein Modell des Lebens, das uns einlädt, es auszuprobieren. Lasst uns hören auf das fremde Wort dieses Textes und lasst uns im Hören auf dieses Wort entdecken, was zu tun ist. Hören auf biblische Texte heißt: Hören und Tun. Und manchmal entdecken wir erst beim Tun, was es zu Hören gibt. Die Erzählung markiert einen wichtigen Schritt hin zur anfangs erwähnten Vision unseres Glaubens. Der Text der Bibelarbeit steht bei Markus im 6. Kapitel:

30 Und die Jüngerinnen und Jünger kamen bei Jesus zusammen und berichteten ihm alles, was sie getan und gelehrt hatten. 31 Und er sprach zu ihnen: Kommt mit an einen einsamen und öden Ort und ruht ein wenig. Denn es waren viele, die kamen und gingen, und sie hatten nicht Zeit genug zum Essen. 32 Und sie fuhren in einem Boot an einen einsamen und öden Ort für sich allein. 33 Und man sah sie wegfahren, und viele hörten es und liefen aus allen Städten zu Fuß

dorthin zusammen und kamen ihnen zuvor. 34 Und Jesus stieg aus und sah die große Menge; und Jesus hatte Erbarmen mit ihnen, denn sie waren wie Schafe, die keinen Hirten haben. Und er fing eine lange Predigt an.

Und wo predigt er: nicht in einem Tempel, nicht in einer Synagoge und natürlich auch nicht in einer Kirche. Draußen ist er bei den Menschen – so wie Mose auf dem Weg ins gelobte Land außerhalb des Lagers der Israeliten Gott begegnet (Ex 33, 7 ff). Dort, wo sich das Leben der Menschen abspielt – da ist Jesus, im Haus des Zacchäus, zu Besuch bei Maria und Martha, auf dem Weg nach Jericho, wo viele Menschen auf dem Weg sind und Jesus dem Blinden begegnet. Draußen – out oft he camp, out of the Cathedral – ist Jesus bei den Menschen. Und da draußen lässt Markus nun eine spannende Erzählung spielen.

35 Da nun der Tag fast vergangen war, traten seine Jüngerinnen und Jünger zu ihm und sprachen: Die Stätte ist einsam und öde, und der Tag ist fast vergangen; 36 lass sie gehen, damit sie in die Höfe und Dörfer ringsum gehen und sich etwas zu essen kaufen. 37 Er aber antwortete und sprach zu ihnen: Gebt ihr ihnen zu essen! Und sie sprachen zu ihm: Sollen wir denn hingehen und für zweihundert Silbergroschen Brot kaufen und ihnen zu essen geben? 38 Er aber sprach zu ihnen: Wie viele Brote habt ihr? Geht hin und seht nach! Und als sie es erkundet hatten, sprachen sie: Fünf, und zwei Fische. 39 Und er gebot ihnen, dass sich alle lagerten, tischweise, auf das grüne Gras. 40 Und sie setzten sich, in Gruppen zu hundert und zu fünfzig. 41 Und er nahm die fünf Brote und zwei Fische und sah auf zum Himmel, dankte und brach die Brote und gab sie den Jüngern, dass sie sie ihnen austeilten, und die zwei Fische teilte er unter sie alle. 42 Und sie aßen alle und wurden satt.

Die Geschichte spricht von einem „öden Ort“, zu dem Jesus mit den Jüngern aufbrechen will. Ein öder Ort ist biblisch ein Ort des Rückzuges und der Besinnung. In dieser Geschichte kennzeichnet die Bezeichnung „öder Ort“ auch die gesellschaftliche Situation der Menschen in Galiläa: Markus erzählt diese Geschichte kurz nach dem Jahr 70. Jüdische Aufständische hatten gerade einen Befreiungskrieg gegen die römische Besatzungsmacht verloren. Perspektivlos im wahrsten Sinne des Wortes erschien die gesellschaftliche Situation der armen Menschen in Galiläa.

Jesus und die Jünger brechen also auf zu einem öden Ort, um auszuruhen. Sie brauchen Ruhe, denn bei den vielen Menschen, die um sie herum sind, finden sie nicht einmal Gelegenheit zum Essen. Sie steigen in ein Boot und wollen sich den Menschen entziehen.

Es tut gut, dass die biblischen Erzählungen die Notwendigkeit des Rückzuges und der Besinnung kennen und ernst nehmen. Bei aller Liebe, bei allem Hören und Tun, doch jetzt brauche ich Zeit für mich! Und kaum will man sich ausruhen, klingelt es an der Tür. Nix mit Ausruhen. Da ist jemand, der Hilfe braucht. So war das auch damals am See Genezareth: Die Menschen kriegen das mit, sie sehen die Jünger wegfahren, sie erzählen es weiter und so kommen Menschen aus allen Städten am See Genezareth an jenem öden Ort zusammen – und sie kamen den Jüngern und Jesus sogar zuvor.

Und wie reagiert Jesus? Er hatte Erbarmen mit den Menschen, denn jetzt nach diesem misslungenen Befreiungskrieg waren die Menschen „wie Schafe ohne Hirten“. Jesus hatte Erbarmen und begann, sie vieles zu lehren.

Erbarmen ist Jesu Antwort auf die Störung der nötigen Ruhe. Das Wort „Erbarmen“ kommt in der Bibel nicht sehr oft vor. Es bezeichnet ein starkes Gefühl im Innern des Menschen. Es ist eine tiefe Erschütterung, die einem keine Ruhe lässt, auch dann nicht, wenn wir gerade abschalten wollen. Das hebräische Wort für Erbarmen ist das gleiche wie das Wort für Gebärmutter. Die Geschichte, die jetzt folgt, findet ihren Ursprung im Erbarmen. Etwas Neues wird geboren:

Jesus lehrte die Menschen vieles und über seiner langen Predigt wird es Abend. Da kommen die Jünger zu Jesus und fordern ihn auf, die Menschen aus diesem öden Ort nach Hause zu schicken, damit sie sich etwas zu essen kaufen können. Jesus antwortet den Jüngern: Gebt ihr ihnen zu essen! Und die Jünger antworten: Wie sollen wir für das wenige Geld, das wir haben, Brot kaufen und ihnen zu essen geben?

Die Jüngerinnen und Jünger sind Realisten: Es war spät geworden, die Leute sollen nach Hause, damit sie sich Brot kaufen können. Oder die einzige Alternative, die sie sehen, als Jesus sie auffordert, den Leuten Essen zu geben: Brot kaufen von dem wenigen Geld, das sie haben. Das wird niemals reichen. Wir haben viel zu wenig Geld. Die Jüngerinnen und Jünger sind Realisten: Wo Jesus sagt: Gebt ihr ihnen zu essen, da denken die Jünger in den üblichen Bahnen: Geld und Kaufen. Und schon steht das Scheitern am Horizont: Es ist nicht genug Geld da für die vielen Menschen, um Essen zu kaufen...

Doch Jesus hat eine andere Blickrichtung: Jesus sieht die Bedürfnisse der Menschen: Sie haben Hunger. Und wer Hunger hat, braucht etwas zu essen. Und mit dieser Blickrichtung sieht Jesus eine Alternative. Jesus wendet sich ab vom Geld und vom Kaufen, was die Jünger beschäftigt und fragt: „Was ist da?“ Denn es ist immer etwas da. Einige Sachen. Einige Gaben. Andere Ressourcen halt, mit

denen man etwas anfangen kann. Eine Gegengeschichte kommt in Gang, etwas Neues beginnt, das sich nicht am Geld, nicht an der Kaufkraft der Menschen, sondern an ihren Bedürfnissen orientiert. Jesus ahnt: Wo Menschen zusammen sind, gibt es immer etwas, was es ermöglicht, einen Anfang zu machen.

Beginnt man sofort damit, zu berechnen, was für „die“ Lösung nötig ist, wird man überhaupt nicht anfangen, denn es wird nie genügen. Fängt man bei den Bedürfnissen an, wird es immer eine Lösung geben. – **Auch das wird uns noch beschäftigen.**

Das ist damals an dem öden Ort genauso wie heute: nicht genug Geld, nicht genug Stellen, wir fangen an zu feilschen, wer was und wieviel bekommt und schon verstrickt man sich im Geld, weil man kaufen oder bezahlen möchte, was ansteht.

„Was ist vorhanden?“ – diese Frage lenkt den Blick vom Großen und Unerreichbaren auf das Kleine, das vielleicht realisiert werden kann. Es mag sein, dass der Anfang einer Vision darin besteht, kleine Brötchen zu backen – den negativen Beigeschmacks, den dieses Bild hat, sehe ich nicht. Denn vielleicht ist es besser, kleine Brötchen zu backen, als irgendwann große zu kaufen. Oder die großen ganz fallen zu lassen. Der Vision aus dem Weg zu gehen, einfach weiter so...

Was brauchen die Menschen – jetzt? Was ist schon da, was ist vorhanden? – mit diesen Fragen können Gegengeschichten in Gang kommen, können sich neue Möglichkeiten auftun. „Fünf sind geladen, zehn sind gekommen. Gieß' Wasser zur Suppe, heiß alle willkommen.“ So hing ein gestickter Wandbehang in dem Pfarrhaus, in dem ich aufgewachsen bin.

Wenn wir es wagen, uns mit dem, was da ist, auf den Weg zu machen, können wir unterwegs wachsen und vielleicht mehr bewältigen als wir anfangs gedacht haben und uns ausrechnen wollten. Vielleicht kommen andere Menschen dazu mit anderen Sachen und anderen Gaben. Unterwegs können neue Möglichkeiten entstehen, die wir jetzt noch nicht kennen. Deshalb spricht vieles dafür, nicht auf den großen Sprung zu warten, sondern aktiv zu werden, um Schritt für Schritt weiter zu kommen.

38 Er aber sprach zu ihnen: Wie viele Brote habt ihr? Geht hin und seht nach! Und als sie es erkundet hatten, sprachen sie: Fünf, und zwei Fische. 39 Und er gebot ihnen, dass sich alle in Tischgemeinschaften lagerten, auf das grüne Gras. 40 Und sie setzten sich, in Gruppen zu hundert und zu fünfzig. 41 Und er nahm die fünf Brote und zwei Fische und sah auf zum Himmel, dankte und brach die

Brote und gab sie den Jüngern, dass sie sie ihnen austeilten, und die zwei Fische teilte er unter sie alle. 42 Und sie aßen alle und wurden satt.

Dreimal haben wir gehört, dass der Ort öde ist, und dann heißt es auf einmal, dass die Menschen sich in Tischgemeinschaften lagern sollen – auf dem grünen Gras. Ein wunderschönes Detail, das auf eine neue Erfahrung aufmerksam macht. Die Erzähler der Bibel sind wirklich großartige Geschichtenerfinder. Plötzlich ist aus dem öden Ort eine grüne Landschaft geworden. Wo Gemeinschaft entsteht, wo Menschen an ihre Bedürfnisse denken, wo Menschen sich ihre Bedürfnisse erfüllen, wo sie ihr Brot teilen, da ändert sich die Umgebung. Sie ist nicht länger trostlos und öde, sondern es entstehen Erfahrungen, die dem Leben Farbe und Glanz verleihen. Die Erde erblüht, der Boden regeneriert sich, wenn Menschen das Leben teilen. Die Natur gesundet. Das Wunder, das wir heute brauchen, eine radikale Änderung – weg vom Geld und vom Kaufen und hin zum Teilen dessen, was da ist, damit auch die Natur gesunden kann – dieses radikale Wunder hat Jesus im kleinen ausprobiert. So nähert man sich Visionen... So eng gehören soziale Gerechtigkeit – geteiltes Brot! – und Ökologie zusammen.

Anschließend hören wir, dass die Menschen in Gruppen zu 50 und 100 geordnet werden. Ohne Nüchternheit, ohne Arbeit und Einsatz geht es nicht – auch nicht im Vorschein auf die Gartenstadt und Gottes Reich. Die Frage: „Was ist vorhanden?“ soll etwas in Gang setzen, sie darf jedoch nicht dazu führen, den Verstand abzuschalten. Wo Vertrauen notwendig ist und wo das Rechnen anfängt, kann nur konkret, im Prozess der Veränderung beurteilt werden. Die Bibel bietet keine Richtlinien, die uns genau sagen, was wir zu tun oder zu lassen haben. Die Bibel kann uns das eigene Nachdenken nicht abnehmen. Aber vielleicht kann sie helfen, dass wir nicht immer in die gleiche Richtung schauen und in den vertrauten Bahnen unseres Denkens gefangen bleiben. Vielleicht kann sie helfen, aus unsern Lagern, unseren Kirchen und Häusern hinauszugehen, dorthin, wo die Menschen sind, so wie Mose und Jesus es gelebt haben – hinauszugehen dorthin, wo wir – so wie Mose – dann vielleicht Gott begegnen, oder dorthin – so wie bei Jesus – Wunder möglich werden. Es gibt immer – auch da wo wir nur eine Alternative sehen – eine dritte oder eine vierte Möglichkeit. Jede und jeder von uns können immer wählen. Es gibt keine Alternativlosigkeit...

Und jetzt hält Jesus inne – ein Moment, ein Blick, ein Dank:

Und er nahm die fünf Brote und zwei Fische und sah auf zum Himmel, dankte und brach die Brote...

Was Jesus dachte, als er zum Himmel aufsah, erfahren wir nicht. Doch die Juden und so auch Jesus kannten ihre Bibel, kannten besonders die Lieder und Gebete ihrer Bibel. Ich vermute, dass es die alten Worte des 23. Psalms gewesen sind, die der Rabbi Jesus erinnerte:

Der Herr ist mein Hirte, mir mangelt es nicht, er lagert mich auf grünem Gras...

Jesus sieht die Menschen vor sich, wie Schafe ohne Hirten. Er hört die befreiende Stimme seiner jüdischen Tradition: Der Herr ist mein Hirte und mir mangelt nichts. Der Gott, den die Bibel bezeugt, ist unser Hirte, ist der Gott-an-unserer-Seite, der uns aus dem öden Land auf „grünes Gras“ führen will. Jesus lässt sich auf diese Tradition ein und wird selber zu dem Hirten, an den er denkt, als er zum Himmel aufsah. Die Stimme der Tradition und die Gestalt eines Menschen, der sich auf diese Stimme einlässt, fließen ineinander.

Und dann geschieht das Wunder – draußen, wo die Menschen sind. Draußen – wo die Menschen Wunder brauchen, wenn Leben weiter gehen soll. Es gibt einen wichtigen Satz von Ernst Lange, einem großen ökumenischen Menschen mit deutschen Wurzeln: „Wenn wir die Wunder nicht mehr sehen, kann Gott sie auch nicht tun.“ Und dazu gehört der Buchtitel eines Pfarrers aus der Bürgerbewegung der DDR, der später Ministerpräsident in Sachsen-Anhalt wurde. Reinhard Höppner schrieb ein Buch über die Wende in der DDR mit dem Titel: „Wunder muss man ausprobieren“ und weiter hinten im Buch heißt es: „Wunder muss man ausprobieren, sonst passieren sie nicht“.

Die Geschichte, die Markus erzählt, ist als erstes eine Wundergeschichte. Wo Menschen teilen, werden alle satt und die Natur wird geheilt. Heilung wird möglich, wenn wir – wie Jesus – den Blick weglenken vom Geld und vom Kaufen und hinspüren auf unsere und der Anderen Bedürfnisse. Dann gehen wir einen Schritt in Richtung „Gartenstadt“, dorthin, wo die Blätter der Bäume des Lebens der Heilung der Völker dienen. **Heilung, das ist das dritte Stichwort, das uns noch beschäftigen wird.**

Doch Markus erzählt nicht lediglich eine Wundergeschichte, sondern zugleich eine Glaubens- und Vertrauensgeschichte. Sie erzählt von dreierlei Vertrauen.

Markus erzählt vom Vertrauen der Menschen, dass sie nicht betrogen werden, wenn sie anfangen, das, was sie haben, zu teilen. Es ist nicht selbstverständlich, dass die Menschen, die die Brote und die Fische dabei haben, diese abgeben – im Vertrauen darauf, dass gerade sie am Ende nicht leer ausgehen.

Markus erzählt vom Vertrauen Jesu, dass das Werk seiner Hände gesegnet wird. Es ist nicht selbstverständlich, dass das Wunder, das Jesus ausprobiert, dass 5000 Menschen satt werden, gerade in dieser Situation gelingt.

Und Markus erzählt vom Vertrauen der Jüngerinnen und Jünger, die alles hinter sich lassen, sich auf die neue Blickrichtung Jesu einlassen und sich auf den neuen Weg begeben. Sie denken gar nicht daran, dass sie sich lächerlich machen könnten: fünf Brot, zwei Fische und 5000 Menschen. Sie vertrauen der neuen Blickrichtung vom Geld und vom Kaufen hin zum Teilen.

Wenn solches Vertrauen Raum gewinnt, kann das gelingen, was in der Erzählung mit dem grünen Gras aufleuchtet: Anfänge einer neuen Gemeinschaft und einer neuen Ökonomie des Teilens. Eine Ökonomie des Genug scheint auf. Anfänge der neuen Gartenstadt, in der Natur und Kultur versöhnt sind.

Glauben, Vertrauen heißt auf Lateinisch Kredit. Die Geschichte, die Markus erzählt ist die Geschichte einer Kreditgemeinschaft, die nicht vom privaten Geld oder von Banken erzählt, sondern vom Teilen des Brotes. Wenn wir zu teilen beginnen, bekommt unser Leben Farbe und Glanz und aus einem öden Ort wird eine grüne Wiese. Dann gehören Brot und Rosen zusammen wie damals im Streik der Textilarbeiterinnen in den USA im Jahr 1912. Und dann können wir singen – und im Singen sind wir ja viel mutiger als im Reden oder Denken oder gar im Tun: „Wenn das Brot, das wir teilen, als Rose blüht / Und das Wort, das wir sprechen als Lied erklingt / Dann hat Gott unter uns schon sein Haus gebaut / Dann wohnt er schon in unserer Welt.“

Soweit meine Auslegung der Geschichte, die Markus erzählt hat. Drei Stichworten dieser Erzählung möchte ich nun noch kurz nachgehen:

„Draußen ist Jesus und verwandelt die öde Gegend in grünes Gras“ ist das erste Stichwort.

„Fängt man bei den Bedürfnissen an, wird es immer eine Lösung geben“ ist das zweite Stichwort,

Und „Heilung“ das dritte.

Draußen ist Jesus und die öde Gegend verwandelt sich in grünes Gras. Charles West, einer der Architekten der ökumenischen Bewegung publizierte 1959 das Buch „Outside the Camp“. Außerhalb des Lagers ist der Ort der Christinnen und Christen: Mose ging aus dem Lager der Israeliten, um Gott zu begegnen (Ex 33). Jesus hat draußen vor dem Tor gelitten, so lasst uns nun zu ihm hinausgehen vor das Lager und seine Schmach teilen, so heißt es im Hebräerbrief. Die

etablierte Stadt Jerusalem rebelliert gegen Gott. Jesus wird aus ihr vertrieben. Er ist auf dem Feld geboren, ist bei denen draußen zuhause, bei dem wandernden Volk, unter den Fischern im Land der Armen Galiläas. Deshalb gehören Christen und Kirchen auf das unwegsame Terrain vor die Stadt, sind Entdeckerinnen und Entdecker der Menschen draußen und ihrer Bedürfnisse.

Und sie erarbeiten mit den Menschen dort nicht geld- oder kauforientierte, sondern bedürfnisorientierte Strategien des Lebens, so wie Maria sie besungen hat:

Ich sehe eine gewaltige Bewegung:
niedrige Menschen werden erhöht,
hungrige Menschen werden beschenkt.

Fängt man bei den Bedürfnissen und bei dem, was da ist, an, so wie Jesus in unserer Erzählung, dann gibt es immer eine Lösung. Ernst Lange, ich hatte ihn schon erwähnt, hat einmal formuliert: „Ist die Kirche Anwalt der Menschen in ihrer Bestimmung, in ihrem Recht auf volle Menschwerdung, dann ist die Nichtachtung der Bedürfnisse die Nichtachtung jenes Feldes, in dem dieses Recht und seine Uneingelöstheit konkret werden.“² Darauf kommt es an: die Wahrnehmung und Achtung der Bedürftigkeit und der Bedürfnisse der Menschen. Was ist das für ein Gedanke in einer Gesellschaft, in der Bedürftigkeit als Angriff auf die eigene Würde erlebt wird und in der Menschen voller Scham lieber sich verstecken oder gar sterben wollen als auf die Hilfe anderer angewiesen zu sein... Wenn wir die Erzählung des Markus ernst nehmen, ist es anders, ist es genau umgekehrt, dann hören wir: Fangt an wie Jesus bei der Bedürftigkeit und den Bedürfnissen der Menschen, setzt auf das, was da ist, es muss nicht immer mehr sein, genug ist genug – und dann könnt ihr einander Jesus werden. Und die spöttisch-skeptische Frage „Bin ich Jesus?!“ kennt dann nur eine sachgemäße Antwort: Ja! Die Stimme der Tradition, von der die Bibel so vielstimmig erzählt und wir, die wir uns auf diese Stimme einlassen, fließen ineinander. Und dann können Wunder geschehen. Es ist und bleibt erinnerungswürdig, dass es, nach den Berichten der Urgemeinde Zeiten gab, in denen die Menschen teilten, was sie hatten: „und sie wurden alle satt“. Dies, so finde ich, ist ein Grund um zu hoffen. Was möglich war, muss nicht für immer verloren sein!

Und in diesem Zusammenhang ist mir das Stichwort Heilung wichtig geworden. Ich habe in meiner Ausbildung zum Trainer der Gewaltfreien Kommunikation eine Erfahrung gemacht, die ich nie vergessen werde. Wir hatten einen Übungs-

² E. Lange, Sprachschule für die Freiheit. Ein Konzept konfliktorientierter Erwachsenenbildung. In: Ders., Sprachschule für die Freiheit. Hrsg. von R. Schloz. München/Gelnhausen 1980. S. 117-132. Zitat S. 122.

tag. Thema war Empathie. Der Kurs bestand aus unserer Ausbilderin aus Westdeutschland, fünf Frauen aus der gerade zu Ende gegangenen DDR, alles Atheistinnen, und mir, einem evangelischen Pfarrer und Theologieprofessor. Wir machten eine knapp einstündige Empathieübung.

In der anschließenden Auswertungsrunde, sagte ich sehr bewegt von dem, was ich erlebt hatte: „Ich glaube, ich habe zum ersten Mal in meinem Leben erfahren, was eine heilende Gemeinschaft ist.“ Darauf verwundert-empört und nahezu unisono die fünf Frauen aus der Ex-DDR: „Ich dachte, das wäre dein Job als Pfarrer, Gottfried.“ Das hat mich damals und bis heute sehr nachdenklich gemacht. Das war und ist wahrscheinlich noch heute die Außenerwartung an Kirche, an Pfarrer und an uns Christenmenschen alle: Heilung ermöglichen. Menschen heilen: ihre Bedürfnisse achten und ihren Hunger stillen. Beziehungen heilen: auf das schauen, was da ist, und damit arbeiten. Und dann das Wunder sehen: aus dem öden Land wird grünes Gras, wir und die Natur um uns werden heil und die Blätter der Bäume des Lebens dienen zur Heilung der Völker.

Im Psalm 119 heißt es: Eine Leuchte für meinen Fuß ist dein Wort, ein Licht auf meinem Weg. Leuchte für unsere Füße. Für das Hier und Jetzt, für den ersten und den nächsten Schritt. Für das, was hier und jetzt da ist und Heilung schafft, ist unser Weg beleuchtet. Das ist genug.

(Idee und einige Elemente dieser Bibelarbeit stammen von Gerard Minnaard, Das Geheimnis der Humanität. Eine nicht religiöse Auslegung für Menschen, die vielleicht an Wunder, aber nicht an Mirakel glauben. Uelzen 2020)